

In den jemenitischen Bergen

Autor(en): **Steiner, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN DEN JEMENITISCHEN BERGEN

Von Dr. Andreas Steiner

Nicht nur im Feldspital Uqdh haben Schweizer Aerzte, Schwestern und Pfleger im Auftrag des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz verwundete Soldaten und kranke Zivilpersonen betreut, immer wieder besuchten kleine medizinische Equipen, bestehend aus einem Arzt und einem Pfleger, die Frontgebiete. Von einem solchen Fronteinsatz berichtet Dr. Andreas Steiner im nachstehenden Artikel.

Wir leben schon seit geraumer Zeit in den Bergen Nordjemens und betreuen im Auftrag des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz die verwundeten Soldaten, die nach oft tagelangen Kamelritten von der Front zu uns gebracht werden, und die Bauernfamilien, die in ihren burgähnlichen Häusern in unserer Nähe wohnen. Die nächste saudiarabische Stadt liegt weit von hier. Zweimal acht Stunden Fahrt in einem kleinen Lastwagen durch ausgetrocknete Talgründe und über Pisten, die in der Schweiz nicht einmal den Namen Feldweg verdienten, haben uns an den Fuss der Berge gebracht. Dort ist unser Gepäck — acht Kisten mit Medikamenten und Lebensmitteln — auf Kamele verladen worden, und wir sind auf klapprigen Mauleseln und häufiger noch zu Fuss den steilen Pfad hinangestiegen, der nach sieben Stunden zu der Höhle des Roten Kreuzes führt, zu der Höhle, die hier den Namen «El Muschtafa el salib el ahmar», das heisst Rotkreuzspital, trägt.

Doch jetzt ist infolge neuer Kriegshandlungen die Fahrstrasse zur Grenze hin gesperrt und unter Beschuss genommen. Saudiarabien ist nur noch auf einer alten Karawanenstrasse durch Seitenwadis in fünf Tagen zu erreichen, und auch dieser Weg ist nicht frei von Gefahren. Unten in den Tälern tobt der jemenitische Bürgerkrieg heftiger denn je. Von allen Seiten knallt es des Nachts zu uns herauf. Am Morgen nach sieben Uhr tauchen Flugzeuge am Himmel auf, von den Berggipfeln knattern die Kanonen und Maschinengewehre; bald nah, bald fern werden Bomben geworfen. Noch vor neun Uhr jedoch verziehen sich die unliebsamen Gäste wieder, und wir haben für den Rest des Tages Ruhe. Wohl hören wir noch ab und zu Schüsse in unserer Nähe, doch sie beunruhigen uns nicht mehr. Die Jemeniten sind ein knalllustiges Volk. Aus Freude schiessen sie in die Luft, auf einen hellen Stein oder auf einen Vogel. Wenn sie einander begrüßen, wenn sie tanzen und in Ekstase geraten, knallen sie. Es ist Krieg, und jedermann verfügt frei über Gewehr und Munition.

Wir drei hingegen, der Medizinstudent Max, der Krankenpfleger Klaus und ich, führen ein sehr friedliches Leben. Unsere Höhle liegt in einem der vielen Hochtäler, die einst das Wasser erodierte, die aber schon seit langer Zeit von der ansässigen Bevölkerung in Terrassen gestuft worden sind und bepflanzt werden. Hirse wird angebaut, aus der die Jemeniten das

Brot backen, Kaffee gedeiht hier oben und auch der vielbegehrte Kat, ein Baum, dessen Blätter die Männer kauen, um sich in einen zufriedenen, den irdischen Dingen gegenüber gleichgültigen Geisteszustand versetzen zu lassen. Der Muschtafa liegt eingebettet im Westhang eines ziemlich engen Tales. Unsere Aussicht reicht nicht sehr weit, und der Weg hierher ist mühsam und steinig. Auf den Höhen rings um das Tal liegen kleine Dörfer, Gruppen von steinernen, turmartigen, teilweise auch zerfallenen Häusern. Dazwischen erstrecken sich durch Mauern und Felsbänder getrennte Felder, auf denen die mannshohe, gelbe Hirse wogt. Im Grunde unseres Tales wird ausschliesslich Kaffee angepflanzt. Ein richtiger Kaffeewald hat sich gebildet, der uns für die Freistunden ruhige und schattige Plätzchen schafft, wo uns auch die Fliegen nicht belästigen. Im Süden des Tales liegt ein Wasserloch, in dem die Leute von weither ihr Wasser holen. Es steht jedoch nur knöcheltief und auf seiner Oberfläche schwimmt ein Teppich von hellgrünen Pflanzen.

Vom Wasserloch aus führt der Weg sanft den Westhang zur Höhle des Roten Kreuzes hinauf. Sie liegt unter zwei schwarzen, schräg im Hang steckenden Felstafeln, die einen trefflichen Schutz vor Kälte, Regen und Bomben bieten. Nach aussen hin wird das Loch durch eine Steinmauer abgeschlossen, in welche eine richtige Türe eingezimmert worden ist. Der grosse Höhlenraum ist unser Schlaf-, Ess- und Aufenthaltszimmer und dient gleichzeitig auch als Operationsaal. Die Wände sind mit einem braunen Fallschirm tapetiert, im Hintergrund prangt gross die Rotkreuzfahne. Den Wänden entlang führen mit dünnen Matratzen gepolsterte Steinbänke, davor steht ein aus Holzkisten gezimmerter Tisch. Links vom Eingang führt eine Oeffnung in die Apotheke, rechts jedoch steigt man an farbigen arabischen Metallkoffern, unseren Vorratstruhen, vorbei über eine kleine Treppe auf eine offene Galerie, die einen Blick auf das ganze Tal gewährt. Von der Galerie aus gelangt man über die Küche in einen kleinen, hinter den Felsplatten gelegenen Hof; hier halten wir unsere Sprechstunde ab: Krankenpflege unter freiem Himmel, unter der steilbrennenden, südrabischen Sonne.

Ich werde durch laute Stimmen geweckt. Es ist noch dunkel, nur ein zarter, goldener Schimmer über

der Hügellkette im Osten verkündet den herannahenden Tag. Unsere Patienten im Zelt vor der Höhle sprechen miteinander. «Was ist los, Ahmed», frage ich, «geht es einem von euch nicht gut?» «Kullum tamtam», antwortet Ahmed, «aber ein Soldat ist vorbeigegangen und hat erzählt, die Strasse nach Saudi-arabien sei wieder in royalistischen Händen, der Weg ist frei.» Wir glauben keinem dieser Gerüchte mehr. Jeden Tag lauten sie anders. Die widersprechenden Botschaften über die Kriegshandlungen verwirren uns nur. Warum sollen wir uns Sorge machen über etwas, das wir nicht beeinflussen können, warum eine Hoffnung an ein Marktgeschrei knüpfen? Unsere Aufgabe liegt in der Betreuung der Kranken dieser Berge, alles andere und sogar unsere Arbeit ist Inshallah. Ja, dieses Wort «Inshallah»! Anfänglich habe ich mich gegen dieses «So Gott will» gesträubt. Doch jetzt bin ich so weit in den Orient hineingereift, dass ich begriffen habe, welche Weisheit und welche Kraft hinter diesem einen, so viel gehörten Wort liegt.

Einschlafen kann ich jetzt nicht mehr. Auch hat das erste Licht die Fliegen geweckt, die jetzt auf meinem Gesicht herumkrabbeln und uns bis zum Abend nicht mehr in Ruhe lassen werden. Ich erhebe mich, schleiche durch die Küche, leise, um unsere Diener nicht zu wecken, die hier kreuz und quer am Boden und auf dem Küchentisch schlafen, und steige aufs Dach der Höhle an meinem Kameraden vorbei, der diesen Platz dem Innenraum vorzieht, seitdem ihm dort einige Male eine wildernde Katze mitten in der Nacht ins Gesicht gesprungen ist. Gewiss ist es viel schöner, unter dem luftigen Sternenhimmel einzuschlafen als in der muffigen Höhle, wo die Fledermäuse herumflattern. Doch seitdem ich eines Morgens von einer dicken, gelben Giftschlange auf meinem Bauch geweckt worden bin, ist mir das Höhlendach nicht mehr ganz geheuer. Ich halte Katzen und Fledermäuse für angenehmere Schlafgenossen als Schlangen.

Jetzt genieße ich die frische Morgenluft und staune abermals über das rasch aus dem Osten sich über Hügel und Tal ergiessende Licht, das Ferne und Nähe immer deutlicher aus den nächtlichen Schatten hervortreten lässt und dann plötzlich mit der aufgehenden Sonne auch mich in seine wärmenden Strahlen einhüllt. Unsere Diener sind inzwischen wach geworden. Mohammed, der schwarze Koch, hat bereits den Benzinkocher in Betrieb gesetzt und eine blecherne Kanne aufgestellt, in der nun ein echt arabischer Tee, eine konsistente, braune Brühe, gesotten wird. «Was gibt es zum Frühstück?» frage ich Raschid, unseren Hauptdiener, der sich auch «Mudir el Muschtafa», Direktor des Spitals, nennt, und der nun gähnend seine dünnen Arme in der Morgenluft schüttelt. Die Eier sind aufgebraucht, das letzte Konfitüreglas ist schon lange geleert, also essen wir Bohnen, echt scharf und würzig, wie sie die Jemeniten lieben. Dazu gibt es Fladenbrot, das Ali, unser Laufbursche, soeben bringt. Der grosse Genuss bleibt die aus Pulver angerührte Milch, der einzige europäische Bestandteil unseres Frühstücks.

Das Essen steht auf dem Tisch. Meine beiden Kameraden sind inzwischen auch aufgestanden. Alles ist bereit, nur fehlt wie immer das Besteck. Unsere guten Diener scheinen schwer zu begreifen, dass wir nicht mit den Händen essen wollen. «Kulle Nazrani schuaie magenun — alle Christen sind ein wenig verrückt —» flüstern sie jeweils zueinander, wenn wir trotz unserer offensichtlichen Sympathie für den Jemen an gewissen schweizerischen Lebensgewohnheiten festhalten. Den bescheidenen Luxus von Messer, Gabel und Löffel werden wir jedoch nicht aufgeben und lassen Ali solange hin und her rennen, bis wir einen sauber gedeckten Tisch vor uns haben.

Raschid erkundigt sich nach unserem Wohlbefinden. Dieser kleine, etwa fünfunddreissigjährige Jemenit im weissen, nie ganz sauberen Rock, in der gestreiften Weste und dem schütterten Kinnbärtchen ist die Seele des Hauses. Er sorgt für alles, was wir brauchen. Er streitet mit dem Säckelmeister des royalistischen Heeres so lange, bis er uns genügend Fleisch abgibt. Dafür will er immer wieder hören, dass er unser Freund ist. «Enta tamam alf, ya Raschid, enta sadiqi kebir.»

Zwischen acht und neun Uhr, wenn die Flugzeuge verschwunden sind, kommen die ersten Patienten. Sie sitzen auf dem Felsen und auf der Treppe rund um den kleinen Hof hinter der Küche und schauen wie in einem Amphitheater zu, wie wir die Lunge abhorchen, ein Ohr spülen, eine Spritze verabreichen. Für alle ist das ein trefflicher Spass, und wir haben manchmal Mühe, diejenigen fortzujagen, die bereits ihre Medizin bekommen haben. Wenn die bärtigen Gestalten mit dem grossen Messer im Gürtel allzu zudringlich werden, brauchen wir nur Raschid zu rufen, der mit seinem Knotenstock schonungslos Ordnung schafft. Auch werden die vornehmen Herren, die sich von den andern dadurch unterscheiden, dass sie Schuhe und Strümpfe tragen und meistens über Kraftlosigkeit klagen, nicht besser behandelt als der Beduinenjunge im lumpigen schwarzen Hemd mit dem grossen Geschwür über dem Schienbein.

Ein junger Krieger wird gebracht. Gestützt auf seine Kameraden, hinkt er mühsam herbei. «Vier Tage bin ich unterwegs», klagt er, «hier schau, eine feindliche Kugel im Leib.» Er hebt seinen Rock und zeigt auf ein schmierig belegtes Loch im linken Gesäss. Sofort ist es mit Fliegen bedeckt. «Du musst operiert werden», sage ich zu ihm. «Du bist der Arzt, du weisst es», antwortet er mir.

Wir hören heute mit der Sprechstunde um elf Uhr auf. Mohammed, der Koch, und Saleh, der Wasserträger, haben bereits eine grosse Holzkiste in der Höhle bereitgestellt. Klaus hat die Instrumente sterilisiert. Wir sind gezwungen, in unserem Ess-, Schlaf- und Wohnzimmer zu operieren, da unser Sprechstundenhof zu sehr von Fliegen heimgesucht wird. Ueber die Holzkiste werden eine Decke und eine Gummivorlage gelegt und Hadi, der Krieger, darauf festgebunden. Ueber einen bequemeren Operationstisch verfügen wir leider nicht.

Unsere Vorratskisten dienen als Instrumententisch, auf die ein im Wasser ausgekochtes Tuch und die noch dampfenden Instrumente gelegt werden. Um den Patienten gegen die Schmerzen unempfindlich zu machen, kann ich nur zwischen lokalen Xylocaïneinspritzungen und intravenösem Pentothal wählen. In diesem Fall ziehe ich die Vollnarkose vor. Nachdem alles bereit ist, kann Max mit der Spritze beginnen. Wir arbeiten mit nacktem Oberkörper in stark gebückter Stellung, da sowohl die Holzkiste als auch das Höhlendach, dort wo man genügend Tageslicht bekommt, ausserordentlich niedrig sind. Nachdem ich die Wunde ausgeschnitten und alle eitrigen und nekrotischen Teile entfernt habe, verfolge ich mit meinem Zeigefinger den Schusskanal in die Tiefe. Die Kugel jedoch kann ich nicht tasten. Ohne Röntgenaufnahme ist es schwer, sie zu finden.

Nach beendeter Operation wird der Patient losgebunden und ins Verwundetenzelt vor der Höhle getragen. Klaus steckt ihm noch eine Kochsalzinfusion. Hadi ist bereits der vierte Krieger in wenigen Tagen. Zuerst kam Ali mit gebrochenem Unterkiefer und weit klaffender Unterlippe. Er war vor drei Wochen an der Front von anderen Rotkreuzärzten, so gut es damals ging, behandelt worden. Als er bei uns eintraf, war er stark abgemagert und von der langen Reise mitgenommen. Er konnte nichts mehr essen und kaum trinken, so dass wir ihn mit der Sonde ernähren mussten. Ahmed, den jungen Soldaten aus dem Stamm Naham, fand ich halbtot in einer Moschee mit einem von Fliegen schwarz bedeckten Loch in der Leistenengegend und im rechten Vorderarm. Saleh, der Neger endlich, kam vor einigen Tagen zu Fuss von der Front und hielt mir seine faulig stinkende Schulter, die einen Streifschuss erhalten hatte, unter die Nase. Diese vier Männer geniessen jetzt den Schutz des Roten Kreuzes, und wir werden sie nicht mehr aus den Augen lassen, bis sie geheilt sind.

Inzwischen hat Mohammed das Mittagessen auf den Tisch gestellt. Wir essen jeden Tag das gleiche, nämlich Reis, der seit acht Uhr auf dem Feuer steht, zähes Schaf- oder Kuhfleisch, Bohnen und zum Nachtisch malayische Ananas aus Büchsen. Als grosses Vergnügen erwarten uns am Ende der Mahlzeit Nescafé und Zigaretten.

Am Nachmittag habe ich eine weite Reise vor. Ein Mann ist heute in der Sprechstunde erschienen und hat mir erzählt, dass vor einer Woche ein Blitz in sein Haus eingeschlagen habe und dass seither seine Tochter von Djinnen, bösen Geistern, befallen sei. Sie esse nicht mehr, laufe nicht mehr und spreche nicht mehr. So Allah will, kann ihr der Hakim el Salib el ahmar helfen. Wir besuchen jeden Nachmittag Frauen und Kinder in den Häusern der umliegenden Dörfer, da diese nicht wagen, in die Sprechstunde zu kommen. Die Herren der Schöpfung aber, die sonst schon nicht viel arbeiten, müssen, falls sie nicht schwer krank sind, den Weg in den Muschtafa selber zurücklegen. Die Frauen rufen den Arzt nur, wenn sie ernstlich er-

krankt sind. Auch haben wir nach anfänglichen Schwierigkeiten das Vertrauen der Bevölkerung so weit gewonnen, dass sich viele Frauen beim Herannahen der «Nazarener» nicht mehr hinter den schwarzen Schleieren verbergen. Niemand zeigt sich so dankbar wie sie, während die meisten Soldaten unsere Hilfe als Selbstverständlichkeit ansehen, für die sie uns keinen Dank zu schulden glauben.

Begleitet von Raschid und Mohammed mache ich mich auf den Weg. Zuerst steigen wir den steilen Pfad zum Markt hinauf, von wo aus sich ein weiter Blick auf die südlichen Berge bietet. Ueberall auf den Bergrücken zwischen Hirsefeldern stehen kleine, burgähnliche Gehöfte, zwischen denen bärtige, buntgekleidete und schwer bewaffnete Gestalten emsig hin und her gehen. Andere sitzen zu dieser Zeit in den Häusern, umgeben von ihren Freunden und kauen bis in die Nacht hinein den Kat. Wie jeden Nachmittag herrscht vor der Höhle des Ortskommandanten ein wildes Treiben. Er teilt seine Befehle aus und beantwortet die Gesuche der Soldaten. Alle Geschäfte werden schriftlich erledigt. Nur was auf einem Fetzen Papier niedergeschrieben ist, hat Gültigkeit. Das gesprochene Wort bürgt für nichts.

Doch wir haben keine Zeit, uns auf dem Markt aufzuhalten. Mohammed eilt voran, hügel auf, hügel ab. Der Weg führt über den Berggrat, dort wo der Fels steil in die Wadis abfällt. Adler haben hier ihr Nest gebaut. Einer der grossen Vögel lässt sich hoch in den Lüften vom Westwind dahintreiben, um dann plötzlich wie ein Pfeil zwischen den Steinen zu verschwinden.

Ermüdet und verschwitzt gelangen wir zum Haus unserer Patientin. Zuerst nötigt man uns zum Ausruhen. Der Vater bringt uns eine Büchse Ananas, den üblichen Willkomm-Apéritif im ganzen nördlichen Jemen. Dann führt er mich in einen dämmrigen Raum mit zwei Betten in der einen, einer Feuerstelle und einer steinernen Handmühle in der anderen Ecke. Die fünfzehnjährige Fatimah hat sich an ihren Vater geklammert und weint, ohne ein Wort zu sprechen. Der Vater zwingt sie, den Schleier zu lüften, obgleich sich das Mädchen heftig dagegen sträubt. Nachdem ich mich von der körperlichen Gesundheit meiner Patientin überzeugt habe, winke ich ab. «Lass ihr den Schleier nur, wenn sie nicht will. Sie soll jetzt aufstehen.» Ich ziehe sie mit beiden Händen empor und löse langsam meine Griffe, bis sie sich nur noch an meinem kleinen Finger hält. «Lauf jetzt, Fatimah», befehle ich. Sie macht zwei Schritte und sinkt dann weich zu Boden. Die Diagnose ist eindeutig: eine akute Hysterie. Während einer langen Stunde exerziere ich mit Fatimah im Beisein ihres Vaters. Die zahlreiche Brüderschaft habe ich zuvor aus dem Zimmer gejagt, kann aber nicht verhindern, dass dann und wann ein Bubenkopf neugierig zum Fenster hereinschaut. Schliesslich bringe ich das Mädchen dazu, dass es das Zimmer ohne Hilfe durchqueren und «Vater» und «Mutter» stammeln kann. Den Vater kläre ich, soweit es mein Arabisch erlaubt, über die Natur der Krankheit auf.

Fortsetzung Seite 27

Zum Schluss gebe ich Fatimah eine beruhigende Spritze. Eine Woche später erfahre ich, dass Fatimah wieder spricht, geht und isst. Elhamdulillah!

Auf dem Heimweg überrascht uns das Farbenspiel der Natur. Die ferne Burg im Westen ist ganz in blauen Dunst gehüllt, und nur ab und zu taucht einer ihrer Türme aus den wogenden Schleiern auf. Ueber dem Dunst jedoch wölbt sich der Himmel in einem leuchtenden Gelb, und gegen Süden treiben rosen-

farbene Wolkenballen. Später steigt schwerer Nebel aus dem Wadi auf und verhüllt für einige Zeit den Blick in die Weite. Als wir das Spital erreichen, ist es bereits dunkel; der Nebel ist verschwunden und der Himmel mit Tausenden von Sternen übersät.

Trotz mancher Entbehrungen und trotz der vielen Unannehmlichkeiten sind uns dieses wilde, bunte Land und sein mittelalterliches Volk, das mit wenig Dingen schon glücklich und zufrieden sein kann, fest ans Herz gewachsen.

DIE HILFE DES ROTEN KREUZES BEI DEN UNRUHEN IM KONGO

Der nachstehende Bericht zeigt, mit wieviel Anstrengungen und oftmals vergeblichen Bemühungen die Hilfsaktionen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz während eines bewaffneten Konflikts verbunden sein können.

DAS INTERNATIONALE KOMITEE VOM ROTEN KREUZ UND DIE EREIGNISSE VON STANLEYVILLE

Im Laufe des Jahres 1964 flackerten in verschiedenen Gebieten des Kongo wieder Unruhen auf und brachten Notstände mit sich. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, das seit 1960 im Kongo tätig ist, musste seine Bemühungen zugunsten der immer zahlreicher werdenden Opfer unter der einheimischen Bevölkerung wie auch unter den dort wohnenden Ausländern verstärken.

Im August 1964 baten verschiedene Regierungen das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, eine Mission nach Stanleyville, dem Ausgangspunkt des Aufstandes, zu entsenden. Sie waren in Sorge um ihre Staatsangehörigen — es handelte sich um etwa fünfzehn verschiedene Nationalitäten —, die sich in den von Aufständischen besetzten Gegenden befanden. Unter der Voraussetzung, dass eine solche Mission nach den Grundsätzen des Roten Kreuzes, ohne jeglichen Unterschied der Politik oder Rasse, zugunsten sämtlicher Opfer der Unruhen erfolgen würde, erklärte sich das Internationale Komitee bereit, das Unternehmen zu wagen.

Am 4. September reiste ein Sonderdelegierter von Genf ab, um an Ort und Stelle die Möglichkeiten der Hilfsaktion abzuklären. Gleichzeitig setzte das Internationale Komitee die Organisation für die Afrikanische Einheit über die bevorstehende Mission in Kenntnis.

Die Lage verschlechterte sich immer mehr. Am 18. September erliess das Internationale Komitee an alle, «die im Kongo Autorität ausüben», einen Aufruf, in dem es die Verpflichtung hervorhob, Kriegsgefangene und Nichtkämpfer zu schonen und auf das Verbot der Festnahme von Geiseln und der Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung hinwies.

Am Vormittag des 19. September willigte der Präsident der aufständischen Regierung, Christoph Gbenyé, ein, dass ein Flugzeug des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz mit einer Gruppe von Delegierten in Stanleyville landete, um Medikamente und Hilfsgüter zu bringen.

Die Delegierten des Internationalen Komitees wurden von den Regierungschefs der Aufständischen, Gbenyé und Soumialot, empfangen und hatten längere Unterredungen mit ihnen. Sie stellten fest, dass ihre Gesprächspartner die Bestimmungen der Genfer Abkommen nicht kannten und sich nicht an sie gebunden fühlten. Die beiden Regierungschefs der Aufständischen bestätigten, dass der Abreise der europäischen Einwohner von Albertville Bombardierungen gefolgt waren. Sie zweifelten nicht, dass eine ähnliche Evakuierung in Stanleyville die gleichen Folgen nach sich ziehen würde.

Die Verhandlungen über die Evakuierung der Zivilpersonen führten lediglich zu dem Versprechen, die